Noti, Severin S. J., Joseph Tieffentaller S. J. Missionar und Geograph im großmogulischen Reiche in Indien. Aachen (Xaveriusverlag) 1920. 63 S. (Pioniere der Weltmission 2. Bd.) Mk. 4.

Vorliegendes Schriftchen des am 3. 3. 1920 verstorbenen P. Noti S. J., der 25 Jahre in Indien als Professor an den Lehranstalten seines Ordens tätig war, berichtet uns vom Leben und Wirken des Tirolers P. J. Tieffentaller (1710–85). An unseren Augen zieht die Geschichte eines Lebens vorüber, das reich war an seelischer Arbeit und gelehrten Arbeiten und Erfolgen, aber auch an Enttäuschungen. Er war 1743–85 in Indien, zumeist im Reich des Großmoguls, als Missionar und Geograph tätig. Leider kommt zugunsten der Darstellung der äußeren Seite seines Wirkens die der inneren Seite etwas zu kurz. Im Büchlein zerstreut und besonders im Anhang (S. 62–64) finden wir die Literatur und Quellen, die P. Noti benützt hat. P. Th. Dhm O. S. B.

Bäth, Alfons, S. J., Die Frauenorden in den Missionen. Eine Untersuchung über die Beteiligung der katholischen Ordenschwestern am Weltapostolat der Kirche vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Aachen (Xaverius-Buchhandlung) 1920. gr. 80. VIII und 130 S., geb. 12,60 Mark.

Der Verfasser bietet mit dieser Studie eine recht willkommene Arbeit, die eine wirkliche Lücke in der bisherigen Missionsliteratur ausfüllt. Zwar besitzen wir ja schon über einzelne in den Missionen wirkenden Schwesterngenossenschaften kürzere oder längere Darstellungen, aber das weibliche Element in dem Missionsaufgebot der katholischen Kirche hat doch in der Neuzeit einen solchen Umfang und eine solche Bedeutung erlangt, daß eine zusammenfassende monographische Darstellung desselben wohl an der Zeit war.

Nach einer raschen Bekanntmachung mit der eigenartigen und uns fast unverständlichen Stellung der Frauenorden in dem spanischen und portugiesischen Kolonialreich des 16., 17. und 18. Jahrhunderts bespricht B. seinen Gegenstand in folgenden zehn Kapiteln, deren Aufzählung einen Einblick in den reichhaltigen Inhalt des Buches gewährt: Missionschwestern in Kanada und dem übrigen französischen Kolonialreich des 17. und 18. Jahrhunderts; einheimische Schwesternschaften in Sinterindien, China und Japan in der älteren Zeit; die Entfaltung des weiblichen Ordenswesens in der Heimat im 19. Jahrhundert; der Einzug der europäischen Schwestern ins Missionsfeld; Wert und Bedeutung der Frauenmissionsarbeit; die Missionschwester im Urteil der Christen, Heiden und Mohammedaner; das einheimische weibliche Ordenswesen der Neuzeit; der Missionschwester Leiden und Freuden; die Stärke des Frauenmissionsheeres; die Zukunft der katholischen Frauenmission. Eine Anzahl guter Illustrationen, die jedoch nur europäische Schwestern im Bilde vorführen, geben dem mit viel Liebe und Hingabe geschriebenen Büchlein einen besonderen Reiz. Einige Unrichtigkeiten und sprachliche Härten wird B. bei einer evtl. Neuauflage der Schrift leicht beseitigen können. A. Pieper.

***Schweiger, Albert, Dr. theol., Dr. phil., Dr. med. aus Straßburg i. Elsaß, Zwischen Wasser und Urwald.** Erlebnisse und Beobachtungen eines Arztes im Urwalde Äquatorialafrikas. Bern (Paul Haupt) 1921. gr. 80. 165 S.

Dieses mit einer Anzahl von photographischen Aufnahmen geschmückte Büchlein bietet dem Leser einen außergewöhnlichen Genuß. Der Verfasser ist ein idealgeinnter, hochbegabter und vielseitiger Mann. Als Privatdozent der protestantischen Theologie in Straßburg hat er noch Medizin studiert, um sich als Arzt der ärztlichen Mission widmen zu können. Er ist dann in den Urwald am Ufer des Ogowe im französischen Kongo gegangen und hat dort im Schatten der Pariser evangelischen Mission eine ärztliche Station errichtet. Von seinen Erlebnissen in den Jahren 1913 bis 1916 erzählt er hier in angenehmer und noch lebendiger Form. Es ist geradezu ergreifend zu lesen, wie tief der Verfasser von seiner inneren Verpflichtung den armen Schwarzen gegenüber durchdrungen ist, und welche Energie und sittliche Kraft er darangesetzt hat, um das ideale Ziel zu erreichen. Ein gesundes und gerechtes Urteil sowie eine scharfe und leidenschaftslose Beobachtungsgabe sind ihm eigen, sodaß man ihm gern folgt und Belehrung empfängt. „Eine große Schuld lastet auf uns und unserer Kultur. Wir sind gar nicht frei, ob wir an den Menschen draußen Gutes tun wollen oder nicht, sondern wir müssen es. Was wir ihnen Gutes erweisen, ist nicht Wohlthat, sondern Sühne. Für jeden, der Leid verbreitete, muß

einer hinausgehen, der Hilfe bringt. Und wenn wir alles leisten, was in unseren Kräften steht, so haben wir nicht ein Tausendstel der Schuld gesühnt. Dies ist das Fundament, auf dem sich die Erwägungen aller 'Liebeswerke' draußen erbauen müssen. Die Völker, die Kolonien besitzen, müssen also wissen, daß sie damit zugleich eine ungeheure humanitäre Verantwortung gegen die Bewohner derselben übernommen haben." Ergreifend ist namentlich der Schluß, wo er die „Brüderschaft der vom Schmerz Gezeichneten“ aufruft, um die ärztliche Mission zu unterstützen.

Naturgemäß bietet das Büchlein vom allgemeinen kulturellen und medizinischen Standpunkt aus das Hauptinteresse. Aber es sind doch auch Beobachtungen missionarischer Natur zu finden — das 10. Kapitel ist ganz der Mission gewidmet —, die gerade aus dem Munde eines hochgebildeten liberalen protestantischen Theologen und Arztes wertvoll sind. Ich will einige dieser Urteile dem Wortlaute nach mitteilen.

„Der Europäer wird nie begreifen können, wie grauig das Leben der armen Menschen ist, die ihre Tage in Furcht vor Fetischen, die gegen sie benutzt werden können, hinbringen. Nur wer dieses Elend aus der Nähe angesehen hat, wird verstehen, daß es Menschenpflicht ist, den primitiven Völkern eine neue Weltanschauung zu bringen, um sie von dem gequälten Wahne zu befreien. In dieser Hinsicht würden auch die größten Sceptiker, einmal an Ort und Stelle, Freunde der Mission werden“ (S. 51; vgl. S. 160). „In Europa wurde mir immer eingeworfen, daß das Christentum für die Primitiven zu hoch sei. Die Frage hatte mich früher selber unruhig gemacht. Nun darf ich aus der Erfahrung mit 'Nein' antworten“ (S. 144).

S. 154 f. verlangt er vom Missionar gründliche, auch gründliche theologische Bildung und sagt dann von der protestantischen Mission, daß er nicht ganz mit der Art einverstanden sei, wie die Taufe gehandhabt werde. „Man tauft grundsätzlich nur Erwachsene. Einzig solche, die in ihrem Wandel erprobt sind, sollen in die christliche Gemeinde aufgenommen werden. Ganz recht. Aber gründen wir damit eine auf sichere, breite Basis gestellte Kirche? Kommt es nur darauf an, daß wir die Gemeinden aus möglichst untadeligen Mitgliedern zusammensetzen? Ich meine, man muß auch darauf hinausdenken, wie die Gemeinde einen normalen Zustrom bekommt. Tausen wir die Kinder der christlichen Ehepaare, so wachsen uns Eingeborene auf, die von Jugend an der christlichen Kirche angehören und unter ihrem Einfluß stehen. Sicherlich wird es unter ihnen welche geben, die sich des in der Kindheit erworbenen Christennamens unwürdig zeigen werden. Aber so und so viel andere werden, gerade weil sie von Jugend an zu der Gemeinde gehören und an ihr in der sittlichen Gefahren, die sie umgeben, Halt haben, treue Mitglieder derselben werden. So tritt die Frage der Kindertaufe, die die Kirche in den ersten Jahrhunderten so bewegt hat, heute in der Mission wieder als eine aktuelle Frage auf. Wollten wir uns am Ogowe für die Kindertaufe entscheiden, so hätten wir fast alle eingeborenen Evangelisten und Gemeindeglieder verloren.“

Man sieht, wie der Protestantismus durch seinen Kirchen- und Sacramentsbegriff in Schwierigkeiten kommt, die tatsächlich von seinem Standpunkte aus konsequent nicht zu lösen sind. Über die katholische Mission, die zu den Protestanten am Ogowe in gegenseitigen „korrekten, manchmal auch freundlichen Beziehungen“ steht, wird folgendes lehrreiche Urteil gefällt (S. 156):

„Ich komme als Arzt öfters auf die katholischen Missionsstationen und kann mir daher von der Art, wie dort die Evangelisation und der Unterricht betrieben werden, ein ziemlich klares Bild machen. Was die Organisation betrifft, so scheint mir die katholische Mission der protestantischen in manchen Dingen überlegen. Sollte ich den Unterschied in den von beiden verfolgten Zielen definieren, so würde ich sagen, daß die protestantische Mission hauptsächlich auf die Heranbildung christlicher Persönlichkeiten ausgeht, während die katholische vor allem die solide Gründung einer Kirche im Auge hat. Das Ziel, das sich die protestantische Mission steckt, ist das höhere; aber es trägt der Wirklichkeit weniger Rechnung als das der katholischen. Um das Erziehungswerk auf die Dauer durchzuführen, bedarf es einer fest gegründeten Kirche, die sich in natürlicher Weise aus den Nachkommen der christlichen Familien vermehrt. Dies lehrt die Kirchengeschichte aller Zeiten. Aber besteht nicht die Größe wie auch die Schwäche des Protestantismus darin, daß er zu sehr persönliche Religion und zu wenig Kirche ist? . . .“

Dies Urteil ist beachtenswert. Vom katholischen Standpunkt aus ist zu sagen, daß auch wir die „christliche Persönlichkeit“ als das Ziel der Missionstätigkeit ansehen, freilich in Verbindung mit dem kirchlichen Gedanken, weil eben die christliche Persönlichkeit in der Kirche als dem mystischen Leibe Jesu Christi wurzelt. Wir würden also sagen: der

Katholizismus will die christliche Persönlichkeit und die Kirche, der Protestantismus nur die erstere, die aber gerade auch wegen seines unhaltbaren Kirchenbegriffes leicht im Subjektivismus aufgeht.

Im ganzen Buche steht kein politisches Urteil, obwohl der Krieg in der Darstellung auch eine Rolle spielt. Freilich finden sich einige schmerzliche Bemerkungen über den Krieg als solchen und über die moralischen Verwüstungen, die er im Denken der Schwarzen und überhaupt im Bereiche des christlichen Missionsgedankens angerichtet hat.

Wenn man den Verfasser als sehr weit links stehenden protestantischen Theologen kennt, der namentlich das Jesusbild von ganz extrem eschatologischem Gesichtspunkte aus gezeichnet hat, dann freut man sich einer Schilderung, wie sie S. 90 geboten ist. Dort wird von einer Operation erzählt, durch die ein Kranker von einem schmerzhaften Leiden befreit wurde. Nach dem Aufwachen aus der Narkose äußert er seine Freude über die Beseitigung des Schmerzes. Dann heißt es weiter: „Seine Hand sucht die meine und will sie nicht mehr loslassen. Dann fange ich an, ihm und denen, die dabei sitzen, zu erzählen, daß es der Herr Jesus ist, der dem Doktor und seiner Frau geboten hat, hier an den Ogowe zu kommen, und daß weiße Menschen in Europa uns die Mittel geben, um hier für die Kranken zu leben.“

Wie man auch zur theologischen Auffassung des Verfassers — die übrigens in dieser Schrift gar nicht zum Ausdruck kommt — steht, soviel ist sicher: Hier haben wir es mit einer hochwertigen sittlichen Persönlichkeit zu tun, deren praktisches Christentum Hochachtung, ja Bewunderung abnötigt. Das Büchlein sei angelegentlich empfohlen. Namentlich wird es dort, wo man die Bedeutung der ärztlichen Mission erfasst hat, gern gelesen werden; ja es wird dazu dienen, die Erkenntnis von der Wichtigkeit dieser Einrichtung zu verbreiten.

M. Meinerz.

Koppers, Dr. Wilh. S. V. D., „Anthropos“-Redakteur, Professor der Völkerkunde am Missionsseminar St. Gabriel bei Wien, **Die Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neuen Völkerkunde.** Kl. 8°. 192 S. M. Gladbach 1921. 7,70 Mk.

Das Büchlein, das sieben erweiterte Vorträge wiedergibt, die der V. gelegentlich vor akademischem Publikum hielt, verfolgt eine dreifache Aufgabe, deren dritte die beiden ersten freilich in sich begreift. Es will den Evolutionismus, vornehmlich in seiner naturwissenschaftlich-mechanischen Gestalt, auf dem Gebiete der Ethnologie als unzulässig erweisen, ferner die Beweisargumente, die der Sozialismus der Völkerkunde entlehnen zu können glaubte, widerlegen und endlich einen kurzen Einblick in die tatsächlichen Ergebnisse einer wissenschaftlich-historischen Untersuchung der Menschheitsgeschichte vermitteln. Der Evolutionismus ist der Meinung, daß die ganze menschliche Entwicklung sich nach bestimmten Schemata vollzogen habe, die sich von vorn herein, ohne eindringende Kenntnis des Tatsachenbefundes aufstellen ließen. Dabei überwiegt vielfach die Ansicht, in der menschlichen Urzeit spiele sich alles nach notwendigen Naturgesetzen ab, sodaß für ihren Zustand lediglich die Mechanik äußerer Einwirkung in Frage käme. Der Verlauf der Menschheitsentwicklung wird dann so dargestellt, als ob der Anfang auf allen Gebieten, Wirtschaft, Gemeinschaft, Religion usw. durch niedrigste Formen gekennzeichnet sei, aus denen allmählich sich erst höhere herausbildeten. Diese Ergebnisse griff der Sozialismus begierig auf, weil er nun seine praktischen Anschauungen und Forderungen auch wissenschaftlich unterbauen und begründen zu können vermeint. Die evolutionistische Völkerkunde erlaubte es, an den Urbeginn menschlichen Daseins Kommunismus, geschlechtliche Promiskuität, staatenloses Herdenwesen zu setzen, zu deren geläuterten Formen die Menschheit auf dem Wege etwa marxistischer Entwicklung zurückzukehren oder besser sich fortzubilden habe. Koppers zeigt nun in seinen Ausführungen, daß die tatsächlichen Verhältnisse der primitiven Völker der Schematisierung der Entwicklungsstadien völlig widersprechen. Die naturwissenschaftlich orientierten Ethnologen vergaßen des wichtigsten Momentes, der menschlichen Seele. Nur geschichtliche Methoden können zu wirklicher Erkenntnis auf diesem Gebiete führen. Einzig die nach dem Vorbilde besonders Gräbners und P. W. Schmidts angestellte Kulturkreisforschung hellt die lokalen, temporären und kausalen Verhältnisse der Völker untereinander auf und verleiht einen Einblick in den wirklichen Verlauf der Entwicklung. Und gerade diese rein exakt-wissenschaftliche Methode führte zu völlig entgegengesetzten Ergebnissen als die Konstruktionsucht der